

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die arme Prinzessin.

Roman von Fehor von Bobeltik.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

3. Kapitel.

Von den letzten drei Gotterneggs und ihren Getreuen im „alten Hause“.

Der junge Fürst lag noch im Bette, schlief aber nicht mehr. Er hatte sonst nicht über Schlaflosigkeit zu klagen, er war eine recht gesunde Natur, schlug sich wohl gern einmal eine Nacht um die Ohren und bummelte durch, doch die Nerven waren in Ordnung. Aber in letzter Zeit da war ihm so, als sollte er kennen lernen, was es heiße, nervös zu sein. Da war ihm, als machten ihm seine Gedanken zu schaffen, und zuweilen ertappte er sich beim Grübeln, und zuweilen lagen Falten auf seiner Stirn, und dann und wann verlor er mitten in fröhlichster Gesellschaft die Stimmung. Es ging ihm manches durch den Kopf; es war nicht wie früher in der Zeit ungebundener Sorgenlosigkeit, zwischen Clicquot und Remplaz, dem Dienst und der Schäfersunde bei Feinsliebchen, zwischen halbem Ernst und ganzem Leichtsinne, einem Donnerwetter vor der Front und lustigem Liebesmahl. Der Leutnant Fürst Gotternegg war nachdenklich geworden, seit er sich mit Miß Ulian Simpson verlobt hatte. Es gab allerhand, was des Nachdenkens wert war.

Er war schon in früherer Stunde erwacht, und der Schlummer wollte nicht mehr kommen. Unter seinem Fenster hatte sich ein Sängerschwarm zu einem lebhaften Frühkonzert zusammengesunden. Das grüne Gehänge einer großen Kastanie schlug gegen die Scheiben, und in den Nesten sah ein Vogelchorleiter und lärmte laut. Es piepte, zwitscherte und tirlierte; ein dicker Spatz saß mit ausgeplusterten Federn draußen auf dem Sims und schaute neugierig in das Zimmer. Das war das Fürstenzimmer; es war das beste im „alten Hause“. Es war ein großer Raum und neu tapeziert; mit einer lichtroten Tapete, auf welcher kleine Chinesen unaufhörlich über kleine goldene Brücken gingen, und dazwischen standen burgunderrote Reiter auf einem Bein und hielten ein Fischlein im Schnabel.

Dies Fürstenzimmer war mit Mobilar aus dem Schlosse ausgestattet worden. Es war recht behaglich, auch in seiner Unordnung. Volko hatte weder seinen Kammerdiener noch seinen Burtschen bei sich; die waren sonst die Ordner im Chaos. Nun fehlte die ordnende Hand. Vor dem Waschtisch stand eine Badewanne aus Gummi; kein Wasser darin, aber drei Oberhemden und darauf eine Nagelfeile und eine Schnurrbartbinde. Und daneben auf dem Teppich ein geöffnetes Handkoffer, der Inhalt durchwühlt und umhergestreut: Taschentücher, farbige Unterjacken, ein paar Lackschuhe, ein großer Schwamm, schwarzelebdene Socken, wild-

lederne Handschuhe, ein Bündel Krawatten. Ein Hautteufel schob sich mit seinen geschnitzten Eichenholzbeinen in den Wirrwarr hinein, und auf ihm war das dem Koffer entnommene Necessaire aufgeschlagen, dessen Kristallfläschchen mit den vergoldeten Kapseln der Morgensonne Gelegenheit zu einem freudigen Funkenpiel gab.

Die Sonne quoll gelb und gleißend in das Zimmer hinein. Sicher hatte Volko selbst das Rouleau vor dem Fenster niedergelassen und war mit etwas ungeschickter Hand zu Werke gegangen: die Zugschur hatte sich verschlungen und das Rouleau hing nun in schiefer Winkel herab. Im Ausschnitt sah man hinter der Fensterscheibe das bewegte Grün der Kastanie und ihre gefiederte Bevölkerung und das helle Sonnenglitzern, das in das Zimmer sprühte.

Es sprengte auch goldige Flecken auf die verblichene blaue Seide der Plumeaus im Bette Volkos. Es war dies das Fürstenbett, das hierher gehörte, das Bett des seligen Herrn: ein luxuriöser Koloss aus Ebenholz mit silbernen Einlagen, gedrehten Pfeilern und hohem Baldachin, ein kostbares Möbel. Doch die Zeit hatte es nicht verschont; der blaue Samt der Vorhänge war hell und streifig geworden und die Silberstickereien zeigten eine rötliche Farbe; mit tastender Hand war die Zeit über den Prunk gefahren.

Volko sah das nicht. Er lag mit wachen Augen im Bette: ein blonder Kopf, ein hübsches und vornehmes Gesicht mit gerader Nase und sensitivem Munde, der weißliche Schnurrbart gesträubt und die Härchen durcheinander gewirbelt. So lag er da; trug einen Nachtrock aus Kasseide, vorn offen, und ein Unterjäckchen aus weiß-rot gestreifter Seide. Er sah niedlich aus und sauber und frisch in seiner hübschen Jugendlichkeit. Seine Taschenuhr lag neben ihm auf dem Nachttisch, dabei auch ein Monokel und aufgeschlagen ein Saffianportefeuille mit der Photographie eines sehr schönen Mädchens.

Volko dachte an vielerlei; seine Gedanken flogen. Er dachte: „Die verdammten Spaken, sie lärmten, daß man nicht schlafen kann. Heut' kommt Onkel Herrfurth, da geht er los, der Tanz. Ich gebe nicht nach, ich wende mich an den Kaiser. Ich kann es Ulian den Teufel nicht verdenken, daß sie gern Durchlaucht sein möchte. Wo krieg' ich Geld her? Versuch' ich's noch einmal bei Onkel Herrfurth? Er ist reich, er ist geizig, er wird mir wieder eine Predigt halten. Auf die Predigt pfeif' ich, aber er wird auch nichts rausrücken. Pump' ich die Bettern an? Emil ist wie sein Vater, und Harro sitzt in London. Zsaaksohn ist stur geworden, es bleibt noch der Burgmüller. Was ist die Uhr? Gleich Sieben. Diese rote Tapete ist wahnsinnig; lauter kleine Chinesen, die über lauter kleine Brücken laufen, das kann einen nervös machen. Bleibt noch der Burgmüller. Die Berliner Juden, das ist zu gefährlich. Auf die Hochzeit hin kriegte ich Geld wie Heu; aber die Banke ist indiskret; erfährt das der Yankee, dann... Nein, das paßt mir nicht. Der Burgmüller war immer ge-

fällig, er kriegt auch noch was. Aber nicht viel. Es ist ein Kreuz. Die Blumen für Lillian kosten ein Vermögen. Meine süße blonde Lillian! Eigentlich ist sie rot, tizianrot — es ist sicher echt. Aber der Vater! Aber der Vater! Warum ist er immer so schlecht rasiert? Sein Gesicht ist anständig — Stahl und Eisen, das Klingt, das ist anständig. Es hätte schlimmer sein können. Der Schwiegervater von Egon Kaczm macht in Schmalz, der von Karl Leuchterring ist Hauptaktionär von Monte Carlo. Wenn Onkel Herrfurth nur vernünftig sein wollte! Es geht ja gar nicht anders. Jost als Chef des Hauses ist undenkbar. Diese rote Tapete macht mich noch verrückt — und gestern abend: daß dünne Bier zu dem Zitronenausschlag! Der Ausschlag war auch klürrig; die Anschlag kostete miserabel . . .“

Er fuhr mit beiden Beinen aus dem Bett, aber zog sie rasch wieder unter die Plumeaus. Es klopfte an der Tür; zwei kleine Häufle hämmerten dagegen, und draußen rief Annemarie: „Vollo, Faulpelz, bist du noch nicht auf?“

„Morgen, Mie!“ rief der Fürst heiter zurück.

„Kann ich herein, Grasshopper?“

Vollo antwortete nicht gleich, sprang aus dem Bett, nahm den Badeschwamm, tränkte ihn mit Wasser, hielt ihn vorsichtig in den Händen und schlüpfte wieder in die Kissen.

„Komm nur herein, Mie,“ sagte er, „und zieh das Mouleau auf. Es ist mir verunglückt, es hängt verquer.“

So trat Annemarie denn ein. Aber sie war noch auf der Schwelle, da sauste der Schwamm heran, und das feuchte Projektil traf. Es traf mit nassem Klatsch die rechte Wange der kleinen Prinzessin, und ein kaltes Geriesel lief über ihren Hals und tropfte fröhlich weißer.

Annemarie schrie auf und schrie „Guh!“ und schüdderte sich. Dann erwachte der Rachedurst in ihr. „Na warte man!“ rief sie; „Wurft wider Wurst!“ — Behende bückte sie sich, nahm den zur Erde gefallen Schwamm und sprang an das Fürstentbett und hielt ihn drohend über Vollo's Haupt. „Bei drei brüde ich,“ sagte sie, „und befehle: Verschwinde! Wetten wir, daß du parierst? Eins, zwei, drei: verschwinde!“

Richtig — Vollo verschwand, er fuhr schleunigst mit dem Kopf unter die Bettdecke, und es wurde ein dumpfes Fluchen vernehmbar. Dann tauchte er vorsichtig wieder auf. „Mie, laß den Blödsinn . . .“

„Eins, zwei, drei: verschwinde!“ schrie Annemarie, und wieder zeigte sich der nasse Schwamm drärend über Vollo's Gesicht, und wieder tauchten Seine Fürstliche Gnaden unter das Blau der Plumeaus.

„Schwachswekerol,“ wetterte es von unten herauf, „man ist's genug . . .“

„Willst du um Verzeihung bitten?“ fragte Annemarie.

„Ja doch!“

„Sage laut: Ich bin ein Esel.“

„Ich sage laut: du bist ein Esel.“

„Ich!“ schrie die Prinzessin, und es tröpfelte zwischen ihren Fingern hindurch.

„Ich!“ schrie der Fürst, und abermals fuhr er unter die Decke.

Annemarie triumphierte. Sie legte den Schwamm fort und lachte. „Siehst du, großer Bruder,“ meinte sie, „so rächt sich alles auf dieser Erde. Kommst du mir albern, ich verstehe mich auch darauf. Du sollst dich schämen: Fürst, Gardeleutnant und Bräutigam, und schmeißt mit einem nassen Schwamme! Mein Gott, wie sieht es hier aus!“ — Sie schaute sich um.

„Wie soll es denn aussehen?“ antwortete Vollo. „Malerisch. Ich habe weder Burtschen noch Diener zur Hand; kann denn der alte Beyfuß nicht antanzen?“

„Vollo, es ist eine Schande,“ sagte die Schwester altflug.

„Du brauchst wahrhaftig noch eine Kinderfrau. Beyfuß ist nicht dazu da, dir den Koffer auszupacken; du bist verwöhnt wie eine Primadonna vom Theater. Wenn man dich schon sieht. . . Das seidene Nachthemd und drunter auch Seide und den Armschirm ringsum. Frage mal Madame, wie meine Wäsche beschaffen ist; überall Einsätze und gestopfte Strümpfe und manches läßt sich gar nicht mehr fliden. Natürlich, eine Schnurrbartbinde!“ . . . Die hob sie auf, trat vor den Spiegel und legte sie sich um und schnitt ein Gesicht dabei.

Vollo beobachtete sie. „Du könntest auch schon lange Kleider tragen,“ sagte er.

„Warum?“ fragte sie und wandte sich um.

„Weil es besser aussehen würde; frage nicht so dumm!“

„Bitte schön, schenke mir längere Kleider, älterer Bruder,

ich habe nichts dagegen. Glaubst du, es macht mir Spaß, wie ein Bauernmädel herumzulaufen? Aber du bist ein leichtsinniger Strid, sagt Onkel Herrfurth, und verlobdest dein Geld, und wir können hier sitzen und zusehen, wie wir uns durchfüttern —“

„Sagt Onkel Herrfurth.“

„Er sagt noch ganz was anders. Du wirst dich wundern. Du kannst dir gratulieren. Er wird dich ein bißchen in die Reichte nehmen, wenn er herkommt, mein alter Junge. Schwuppdiwupp wird dir dein Fürstentitel abgezwickelt, und Durchlaucht werden ein Herr Baron.“

„Mach bloß, daß du 'raus kommst!“ rief Vollo wütend.

„Legge meine Schnurrbartbinde hin! Krame nicht in meinem Necessaire herum!“

„Das ist Parfüm,“ sagte Annemarie und roch an einem der Kristallflacons. „Das ist wieder Parfüm. Das ist für das Waschwasser. Das ist Nagelcreme. Das ist Puder. Wie ein altes Weib; psui Teibel!“

„Annemarie, ich sage dir, ich werde grob, wenn du dich nicht schleunigst brückst!“

Sie hob die seidnen Socken auf. „Seide für die zarten Füßchen,“ rief sie. „Und so feine Hemdchen! Und ein Duzend Schlipse, einer immer bunter wie der andre! Das ist wohl schon dein Troufseau, Vollo?“

Vollo wies nach der Tür. „Bitte! Entferne dich endlich! Ich werde mich bei Madame beschweren. So etwas Unerzogenes und ganz Gewöhnliches ist mir noch nicht vorgekommen. Ich werde mich mit Onkel Herrfurth über dich aussprechen, meine Tochter. Als Ältester der Familie habe ich auch noch etwas zu sagen. Ich lasse dich in ein Waisenhaus sperren, verstehst du?“

Aber auf diese erschreckliche Drohung hörte das Prinzessen gar nicht. Sie hatte die Photographie auf dem Nachttisch entdeckt. „Ist das Lillian?“ fragte sie und nahm das Portefeuille. „Da sieht man doch endlich einmal ein Bild deiner Braut! O, ist die schön! Sie muß eine wundervolle Figur haben, Vollo. Und rotblond, nicht wahr? Vollo, da gratuliere ich noch einmal. Und welche Toilette! Vollo, ist sie wirklich so ungeheuer reich?“ . . .

Er nickte. Sein Unmut war geschwunden; so, wie die Situation für ihn lag, konnte er auch die kleine als Mithelferin brauchen. Er richtete sich halb im Bette auf und reichte Annemarie die Hand. „Setz dich einmal neben mich, Mie,“ sagte er herzlich, „dahin, auf den Stuhl. Ich möchte ganz ernsthaft ein paar Worte mit dir sprechen. Du bist ein kluges und verständiges Kind; du kannst mir einen großen Gefallen tun.“

Annemarie setzte sich und faltete die Hände im Schoße; diese Anrede gefiel ihr.

„Sieh einmal, Mie,“ fuhr Vollo fort, „ich bin doch bei meiner Verlobung wirklich nicht töricht und unüberlegt vorgegangen. Es ist wahr: Lillian ist nicht von Adel; es ist auch wahr: ihr Vater ist Kaufmann drüben in Amerika. Aber hätte ich mich in eine arme deutsche Prinzessin verliebt, das wäre noch schlimmer gewesen. Wovon hätten wir leben sollen? Und was wäre dann aus euch geworden, aus dir und Jost? Mein Schwiegervater ist ungeheuer reich; Lillian bekommt acht Millionen mit, und da sie die einzige Tochter ist, so fällt ihr nach dem Tode des alten Herrn mindestens noch einmal so viel zu. Denke, welch' Mammon! Und denke, in welche schauderhafte Dekabenz wir gekommen sind! Es ist nicht zu sagen: es ist ja das reine Proletariatsdasein, es ist viel schlimmer. Die Wittigst Lilians hilft uns allen wieder auf die Beine; ich kann die unerträglich gewordenen Verhältnisse von Gotternegg wieder in Ordnung bringen, ich kann für dich und Jost sorgen. Aber — versteht sich von selbst, nur dann, wenn ich Titel, Rang, und Herrschaft behalte. Als Depossediierter bin ich machtlos. Begreift du das, Annemarie?“

„Ja,“ sagte sie nachdenklich. Ihr rosiges Gesichtchen, das sonst ein Abbild des Frohsinns zu sein schien, war ernst geworden. Die ersten Schatten fielen, und es strich ein unsicheres Gefühl durch ihre Seele. Freilich: den Druck der Armut hatte sie noch nicht empfunden, weder harten Fron noch bittere Entbehrung. Ueber den Meister am Stiefelchen lachte sie, und über die unvermeidliche Kehlente aus den fürstlichen Wäldern konnte sie höchstens einmal schmollend den Mund verziehen. Sie war nie verwöhnt worden. Aber sie war doch auch hellhörig. Sie vernahm, wie man hier und da darüber sprach, daß die Administration von Gotternegg alle Ueberflüsse nach Berlin schickte, daß es daheim am

nützigsten gebracht, während dem jungen Fürsten das Gold unter den Fingern zerrann. Bitter gemacht hatte sie das nicht; sie wußte nichts von trüben Gedanken; sie konnte nur plückerlächeln, und kein Wörtchen stand still auf ihrer sonnigen Kinderstirn.

(Fortsetzung folgt.)

Die Letzte!

Ein heiteres Bild aus den Kriegsjahren eines englischen Junggesellen.

Von Alex. von Doffe.
(Nachdruck verboten.)

Der sehr ehrenwerte Herr Henry Bullhead machte sich nichts daraus, daß er nur ein jüngerer Sohn seines Vaters war. Im Gegenteil. Von einer Tante hatte er eine ganze Menge Geld geerbt, und damit konnte er die in den Augen seiner Kreise angenehmste und geachtete Lebensart eines Gentleman-Junggesellen führen. Er war nicht verpflichtet, für Nachkommenschaft zu sorgen, wie sein ältester Bruder, der Lord John Blackbeetle. Und so empfand er es als die angenehmere Lebensaufgabe, mit den jungen Mädchen zu flirtieren nach Laune und Herzenslust.

Als der Weltkrieg entbrannte, berührte das den sehr ehrenwerten Herrn Henry Bullhead wenig, nur verspürte er anfangs eine Art angenehmes Mitleid für das arme Deutschland, das nun von Russen und Franzosen erdrückt werden würde. Einfach zergueßt, wie ein Mann, der zwischen die Puffer zweier Eisenbahnwagen geraten ist.

Als es sich aber zeigte, daß der Mann härker war als die Puffer ergriff Henry Bullhead, gleich den meisten seiner Landsleute, zunächst ein verblüfftes Staunen, das er jedoch schnell wieder überwand.

„Well,“ stellte er fest, „dann wird eben England etwas mehr Soldaten nach Frankreich schicken, als es zuerst beabsichtigte. Warum auch nicht? Es gibt ja so viele Kanadier, Indier, Irländer, Australier, Zuluaffern und — dumme Buren, die sich mit Vergnügen für England totschießen lassen wollen. Das Vergnügen können sie haben!“

Später las er mit Behagen von den tapferen Taten dieser Völker, die für Englands Ruhm kämpften. Und stolz fühlte er sich als ein Engländer, wie er das schon immer über alle Maken getan.

Henry Bullhead und seine Freunde lebten ihr angenehmes Leben als Gentleman weiter, angetan in Irland, gingen in Schottland auf die Jagd, bezogen auf den Besichtigungen des Lord John hinter den Hund, und waren sie in London, so spielten sie Bridge in ihrem Klub, besuchten Theater und Singvielhallen und freuten sich ihres Lebens.

Blötzlich kam eine ungemütliche Zeit. London wurde dunkel. Zeppestine! Schauerhafte Erfindung dieser verdammten Deutschen! Bei Tag aber liefen verrückte Suffragetten in Londons Straßen herum und fragten jeden-jüngeren und gesund aussehenden Mann:

„Warum sind Sie noch nicht in Khaft?“

Henry Bullhead war gesund und stark. Aber hatte er das bisher stets als einen besonderen Vorzug empfunden, so bedauerte er es jetzt zum ersten Male in seinem Leben, daß er nicht irgendein bequemes kleines Leiden aufzuweisen hatte.

Was — sollte er wegen dieser „damned Germans“ sein angenehmes Leben als Gentleman aufgeben, um in einem schmachvollen ständischen Schützengraben sich neben Indiern, Irländern, Kanadiern und ähnlichem Gesindel zum Krüppel oder gar totschießen zu lassen? ... Das wäre ja ...

Und so gewöhnte er sich daran, stark zu hinken, sobald ein verdächtiges weibliches Wesen in Sicht kam. Wurde er trotzdem angehalten und gefragt: Warum sind Sie noch nicht in Khaft? wies er mit traurigem Blick auf sein linkes Bein.

Das half nicht lange, weil so viele gesund aussehende junge Leute jetzt — hinkten. Die aufdringlichen Weiber lachten ihn aus, wenn er auf sein Bein wies, und sagten:

„Ach, das hübsche Dinken tut nichts, denn im Schützengraben brauchen Sie Ihr Bein nicht anzutragen. Gehen Sie gleich und lassen Sie sich anwerben!“

Das tat Henry Bullhead aber nicht, vielmehr begab er sich zu einem Optikerladen und kaufte sich eine tiefschwarze Brille.

Es war aber ganz merkwürdig, wie viele starke junge Leute man jetzt in London schwarzbebrillt sah. Eine neue Augenkrankheit! Vornehmlich befahl sie gesunde junge Männer, und diese Unglücklichen — sagte man — sahen, wenn sie keine Brille trugen, alles — schwarzweißrot gestreift. Man denke! Eine jeden Briten bis in die Seele zupierende Farbenzusammenstellung! Die Krankheit verbreitete sich in allen Städten Englands, und sogar auf dem Lande konnte man schwarzbebrillte junge Männer sehen, die nun — die Vermissten! — darauf verzichten mußten, sich für Kücheners ruhmbegierige Armee anwerben zu lassen!

Aber dann kam das Entsetzliche! Die Bill für Zwangsrekrutierung für Unverheiratete stieg gleich drohendem Gewöll am früher so heiteren Himmel aller englischen Junggesellen auf. Der sehr ehrenwerte Herr Henry Bullhead war ganz verstört, als man im Parlament ernsthaft über diese Bill zu parlamentieren begann, und dann lief er — er vergaß zu hinken und vergaß sogar seine

schwarze Brille aufzuheben — zu seinem Bruder, dem Lord John, der natürlich Parlamentsmitglied war und für diese Bill mitverantwortlich.

„John, was soll ich tun?“ überfiel Henry seine Lordschaft.

„John, ich lasse mich, als freier Engländer, nicht zwingen, Soldat zu werden!“

„Well — melde dich freiwillig!“ gähnte John.

„Aber ich bin grundsätzlich gegen jede Art von Militarismus! Und ich will nicht Soldat werden!“ heulte der sehr ehrenwerte Herr Henry Bullhead.

Lord John starrte mit seinen weißlichen Fischaugen zehn Minuten lang ein Loch in die Luft, dann gähnte er gefühllos:

„Well — heirate!“

Henry mußte ziemlich lange nachdenken, bis er zwischen seinem Notschrei und Johns Ratsschlag einen Zusammenhang entdeckte. Es dauerte immer lange, bis Henry etwas begriff, doch dafür konnte er nichts; denn seine Vorfahren waren alle immer schwer von Begriff gewesen.

„Ne — oh!“ sagte er endlich geistreich, und sein Mund blieb offen, so staunte er über Johns Klugheit. Sein Mund stand immer noch offen, als er eine Stunde später wieder in seinem behaglichen Junggesellenheim landete. Als er ihn endlich schloß, hatte er den Entschluß gefaßt, Johns Rat zu befolgen; denn da die Bill eine Zwangsrekrutierung aller Unverheirateten forderte, mußte man eben verheiratet sein, um von ihr nicht berührt zu werden.

Heiraten! das war jetzt die Rettung!

Gleich verkaufte Henry Bullhead eine lange Liste von allen jungen Mädchen, mit denen er im Laufe der letzten Jahre geflirtet hatte, und die seines Wissens sich noch nicht verheiratet hatten. Aber noch wartete er. Manchmal schien es, als sollte noch der bittere Kelch an der englischen Junggesellenwelt vorübergehen. Dann wurde es mit einem Male brenzlich, und viele Klubfreunde Henry Bullheads, eingeladene Junggesellen, wie er selbst, heirateten plötzlich und unerwartet.

Gleichzeitig schmolz seine Liste bedenklich zusammen, und Henry sah ein, daß er sich dazuhalten mußte, wenn er überhaupt noch ohne Frau erwischen wollte. Die Jüngsten und Schönsten waren bereits fortgeschwappt. Er entschloß sich jetzt eifrig für Willy Baker. Sie war zwar Suffragette und von etwas kraßbürtigem Charakter, aber — in der Not frisst der Teufel Fliegen! Er warf sich in sein Auto und sauste zu ihr.

Willy Baker war zu Hause. Henry nahm sich gar nicht Zeit, ihr guten Tag zu sagen, sondern fragte gleich atemlos:

„Liebe Willy Baker, wollen Sie meine Frau werden?“

„Oh — — —“, sagte Willy Baker, „gestern wollten fünf meiner Freunde mich zur Frau haben, heute sind Sie der sechste, aber ich habe schon Tommy Asher versprochen, ihn zu heiraten.“

Henry stürzte fort und zunächst zu Annys Haal, die allerdings schon fünfundsiebzig Jahre alt und auch schon vor 10 Jahren nicht schön gewesen war. Hier empfing ihn Annys alte Mutter, bei der er sofort um die Hand der Tochter anhielt.

„Oh — — —“, sagte Mrs. Haal, „tut mir leid, aber Anny hat gestern Herrn William Jenkins geheiratet!“

Und das Unglück verfolgte Henry Bullhead weiter, bis er am Ende seiner Liste angelangt war, überall, wohin er kam, hatte sich die Heißbegehrte eben verheiratet oder war im Begriff, es zu tun. Ein wahres Heiratsfieber schien alle Junggesellen Londons dahinzuweisen und mit den unverheirateten Damen aufzuräumen! Henry war so verzweifelt, daß er bereits zu überlegen begann, ob er sich nicht ein Bein abnehmen lassen sollte. Mit einem Bein konnte man ganz gut als Gentleman leben, und vielleicht war das weniger schlimm, als — heiraten! Da erinnerte er sich plötzlich an eine Waise seiner Mutter, die in ähnlichen Verhältnissen im Osten Londons lebte und mit fünf unverheirateten Töchtern gesegnet war — hoffentlich noch war!

Auf — zu ihr! Bereits war die Bill im Oberhaus angenommen, also höchste Zeit! Das Auto flog, denn wenn Henry auch dieses Mal zu spät kam, dann — dann war er rettungslos dem Khaft ausgeliefert.

Die Cousine empfing ihn ein wenig erstaunt, weil Henry sich sonst nie bei ihr sehen ließ. Er aber begrüßte sie sehr herzlich und erkundigte sich gleich liebevoll nach Dolly, der Jüngsten.

„Oh, Dolly hat sich vor zehn Tagen verheiratet!“ sagte gleichmütig die Cousine.

Henry fragt nach Maud.

„Oh, Maud hat sich vor fünf Tagen verheiratet!“

Er fragte zitternd nach Ellen.

„Oh, Ellen hat sich vor ...“

„Und Daisy? — —“, fiel Henry der Cousine mit brechender Stimme ins Wort.

„Daisy heiratet morgen!“ antwortete sie kaltblütig, und ganz fassungslös starrte Henry die glückliche Mutter so vieler Bräute an. Es dauerte eine ganze Weile, ehe er mit verlagender Stimme zu fragen wagte, wie es Lucy ginge.

„Lucy wird sich sehr freuen, Dich zu sehen, lieber Henry,“ erwiderte die Cousine. „Soll ich sie rufen? —“

„Ja — bitte!“ stöhnte Henry Bullhead und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Wach war ein bißchen schief gewachsen und schielte, und Henry wagte gar nicht, nachzurechnen, wie alt sie schon war.

Etterlei! Sie war die Letzte, für ihn also die einzige!

Als Luch kam, drückte Henry Bullhead entschlossen beide Augen zu, wie einer, der in eine saure Frucht beißen muß, dann sagte er ihr, daß er sich schon lange danach gesehnt habe, sie wiederzusehen, und daß er schon längst die Absicht gehabt, sie zu fragen, ob sie seine Frau werden wolle.

„Oh — — mein geliebtester Henry!“ rief Luch und schielte zärtlich an ihm vorbei; dann fiel sie ihm um den Hals. Und die britische Armee hatte einen tapferen Rekruten verloren.

Vermischtes.

Der Anti-Lärm-Schutzmänn. Den ersten und bisher einzigen Anti-Lärm-Schutzmänn der Welt besitzt die amerikanische Stadt Baltimore. Bisher hat bereits in verschiedenen Ländern die moderne Anti-Lärm-Bewegung zur Gründung von besonderen Vereinigungen geführt, die allerdings wenig praktische Erfolge aufzuweisen hatten. Der Ruhm aber, den ersten offiziellen Anti-Lärm-Schutzmänn angestellt zu haben, gebührt den Scheinbar ebenso energischen wie lärmfeindlichen Bürgern von Baltimore. Diese glückliche Stadt kann sich nunmehr ungeörter Nachtruhe erfreuen, da der Anti-Lärm-Schutzmänn die Straßen und Plätze durchstreift, um seines wohlthätigen Amtes zu walten. Die Einführung dieser neuen Stellung ist, wie das „Civico Club Bulletin“ erzählt, das Ergebnis einer großen Anti-Lärm-Bewegung des städtischen Metzgereivereins von Baltimore. Eine Kundgebung an die Bevölkerung führte zur Kenntnis aller Personen und Einrichtungen, die den anscheinend überflüssigen Großstadtlärm verursachen. Als Hauptlärmquellen wurden angegeben: das Krähen von Nähnen und Gackern von Hühnern in den Vorstadtgärten; Ragen und Hunde; schlecht erzogene Schulkinder; Peger; Milch- und Bäckewagen in den frühen Morgenstunden; Straßenmusikanten; Gramophone; Koffschuläufer; die Klingeln der Straßenbahnen; schlecht geölte Wagenräder; Zeitungsverkäufer. Diese Liste wurde dem Anti-Lärm-Schutzmänn übergeben, und er ging danach so sachgemäß vor, daß das Viertel, in dem das Stadthospital sich befindet, bald von jederlei überflüssigem und vermeidlichem Geräusch gesäubert war. Der Anti-Lärm-Schutzmänn hält geräuschvolle Gefährte an, um die Röder zu untersuchen und, falls dieselben nicht ordentlich geschmiert sind, den Kutscher zur Verantwortung zu ziehen. Jeder Verkäufer, der sein Geschäft mit zu großem Stimmanswaud betreibt, erhält eine Ermahnung, beim zweiten Male wird ihm eine kleine Geldstrafe auferlegt. Die Wespigerinnen von Ragen werden angehalten, dieselben nicht ins Freie zu lassen; Zuwiderhandlungen werden durch Wegnahme der Ragen bestraft, die Tiere werden dem Tierschutzverein übergeben. In den Expeditionsräumen der Zeitungen wurden Plakate angebracht, die den Zeitungsverkäufern verbieten, ihre Nachrichten mit gellender Stimme auszusprechen. Der erste Anti-Lärm-Schutzmänn hatte so großen Erfolg, daß auch in anderen Städten Amerikas die Frage erörtert wird, die Einrichtung nachzuahmen. Während viele der aus dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten gemeldeten „Neuheiten“ im alten Europa als übertrieben und zwecklos erscheinen, kann man dem Anti-Lärm-Schutzmänn nicht seine positive Bedeutung absprechen. Vielleicht wird auch bei uns einmal die Zeit kommen, da die Musik behördlich kontrolliert wird. Vorläufig aber führen, allen lärmfeindlichen Vereinen zum Trost, in Europa die Kanonen das große Wort. Und ihnen gegenüber ist selbst der strengste und scharfsinnigste Anti-Lärm-Schutzmänn hilf- und machtlos.

Büchertisch.

Der Golem. Roman von Gustav Meyrink. Leipzig, Kurt Wolff. 501 S. 4,50 Mk., gebunden 6 Mark. — Gustav Meyrink, der durch eine Reihe eigenwilliger Novellenbücher: „Der heisse Soldat“, „Orchideen“, bekannt gewordene Prager Romantiker, der ebenso, wie der Engländer Wells, wie der Rheinländer Hans Feig Ervers die dämonische Kunst G. L. A. Hoffmanns und Edgar Allan Poes durch eine auf neue wissenschaftliche Erkenntnisse aufgebaute Phantastik fortsetzt, hat zum ersten Male ein größeres episches Werk erscheinen lassen, den Roman „Der Golem“. Macht Wells mehr die Technik zu seinem eigensten Gebiete, und Ervers, wenn auch ziemlich äußerlich und großstoslich, die dunklen Zusammenhänge zwischen religiösem Fanatismus und Sinnlichkeit, die Zwangsvorstellungen jeglicher Art, so beschränkte sich Meyrink von jeher auf seelische Dämmerzustände, auf das Merlose zwischen Wachen und Traum, in das klare Bewußtsein nur wie seltene fahle Inseln hineinragen. Das ganze Buch „Der Golem“ ist ein solch uferloses Buch, dessen Grenzen über die Jahrtausende hinaus verschwinden, Sinnliches, Ueber-sinnliches und — Unsinnliches zu einem großen, unentwirrbaren Gefühlskomplex zusammenfassen. Was an Gegensätzlichkeiten erdacht werden mag, Seele, Leib, Geist, Natur, Idee, Ercheinung, Göttliches, Menschliches, Begriffliches, Anschauliches, Intelligibles, Phänomenales, ist hier in keiner Befenheit vertauscht oder zusammengepöffen. „Der Golem“, nichts anderes als eine periodisch schwingende Massenuggestion des Prager Ghettoviertels, ist die symbolische Gestaltung des ewigen Wiedererwachens aller latenten Kräfte, Strömungen, Menschheitsregungen. Diese ewige Wiederkehr zu veranschaulichen, wankt in der grellen Beleuchtung des Hellsdunkel eine unübersichtbare Reihe von Willenslojen, Verbrechern, Fanatikern des Hasses und

jeglicher Leidenschaft, Schwärmer, Diener, Menschheitsaposteln und gespenstgewordenen Ideen und fabelhaften Vorstellungen durch dieses Buch. Gerade die Kabbala nimmt mit ihren wenigen ge-läufigen Begriffen einen allzu breiten Raum ein und verdunkelt das Licht, das über den Belohnungen liegt, statt es zu erhellen. Man wird daher nicht reslos klug aus dem mystischen Sinne des Ganzen, aber man wird gepackt von dem Wirrwarr der Erscheinungen, Gedanken und Gefühle, die in diesem überwältigend großen Traumbilde in monumentalem Aufbau übereinander auf-gestürzt sind.

— Unsere Soldaten im Feld haben außerordentlich lebhaftes Verlangen nach gutem Lesestoff. Die handlichen und inhaltsreichen Bände der Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens (Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart) sind als Feldpostsendungen sehr empfehlenswert. Der neueste Band hat folgenden Inhalt: Flaggenschwindel. Ein Erlebnis zur See von Wilhelm Hille. Mit Bildern von Rolf Winkler. — Das ebene Hausgesetz. Roman aus reichsunmittelbaren Kreisen von Horst Bodemer. — Das höchste Ziel. Roman von Reinhold Ortmann. — Wohin steuert unsere Volkswirtschaft? Von Franz Anton Bechtold. — Kanada. Von E. C. Weber. Mit 8 Bildern. — Die lachende Ahischlange. Von Th. Seelmann. — Fernsprecher in den serbischen Bergen. Von Ernst Trebestus, südöstlicher Kriegsschauplatz. — Eine Null zu wenig. Aus den Erinnerungen eines Tierarztes. Von A. Oskar Klausmann. — Der Weltkrieg. Achtebentes Kapitel. Mit 10 Bildern. — Von tierischen Schädlingen der Zimmerpflanzen und ihrer Bekämpfung. Von Emil Wienapp. — Manigfaltiges. König und Derrisch. Wilde als Spurensucher. Ueber den Ursprung der Russen. Das Opfer. Die Madenjenöhle und Madenjenöhle in der Folleralp. Mit 2 Bildern. Gislaf und Weigenpiel. Alexander von Serbien. Romanhaftes aus der Geschichte der Sporkassen. Berühmte Druckfehler der Piedermeierzeit. Wie man Perrenkleider behandelt. Der Krieg als zufälliger Förderer der Wissenschaft. Mit Bild. Im Solzuge. Die Maiglöckchensträuße.

— Ein neuer Zeitroman der Anny Bothe auf dem Gebiete des Untersee-, Flug- und Luftkampfes, spielend unter dem Titel „Schwarz-Weiß-Not“, Verlag von Gebrüder Ensch, Hamburg, Preis broschiert Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—. Das Anny Bothe schon in ihren ersten Kriegromanen „Deutsche Frauen“ und „Aus tiefer Not“ gezeigt, daß sie nicht nur eine Meisterin des Wortes, sondern auch eine vorzügliche Kennerin militärischer Verhältnisse und kriegerischer Ergebnisse ist, so versetzt uns in diesem Roman die Schilderung des Untersee-, Flug- und Luftkampfes in atemlose Spannung. Die große Zahl der Verehrer Weiblicherer Schritte werden diese neue Gabe der beliebten Erzählerin mit Entzücken begrüßen. Das Werk eignet sich besonders als Geschenk für jedes Haus, für jede Bibliothek, wie zum Verleiden ins Feld.

— Im Wasagenwald Ein Jäger- und Kriegroman aus dem Grenzland. Von Ferdinand von Raesfeld. Neudamm 1916. Verlag von F. Neumann. Preis geboten 3 Mk., gebunden 3,50 Mark. Der Verfasser führt in ein Grenzgebiet, das uns Deutschen besonders am Herzen liegt, und das dank seiner historischen Vergangenheit wie seiner neueren politischen und sozialen Verhältnisse den dankbarsten Boden für die Darstellung spannender Ereignisse und interessanter Menschen bietet. Mit größter Anschaulichkeit, die offenbar auf eigener Beobachtung beruht, schildert Raesfeld uns die eigenartigen Verhältnisse, wie sie sich nach mehr als vierzig Jahren immer noch in den Reichslanden finden. Er führt uns in die einsamen Forsthäuser in den deutschen Wäldern, gibt uns ein Bild von den andauernden Kämpfen zwischen den pflichttreuen reichsdeutschen Beamten mit den von jenseits der Grenze kommenden Wäldern, von dem Schmugglerleben, das noch in reger Miste steht, von dem lichtfeindlichen Betrieb in der verrufenen Grenzschenke. In der Schilderung der Entwicklung eines mütterlos heranwachsenden Försterstochterleins und ihres Verhältnisses zu ihrem Vater, das sich durch äußere Einflüsse von dritter Seite zeitweise in eigenartiger Weise ändert, erweist sich der Verfasser als tiefer Kenner des menschlichen Seelenlebens. Ganz besonders aber tritt seine Gestaltungskraft zutage in seinen Schilderungen der kriegerischen Ereignisse, die in die Erzählung hineinspielen.

Scherz-Charade.

Wenn Ping und Kunz auch kein Talent besitzen,
Die Kraft der beiden Ersten auszunützen,
So spürten sie doch lebhaft das Verlangen,
Des öfters gute Bissen zu empfangen.
Sie spielten meist den Kranken, ächzten kläglich
Und ipelsten selbst beim Gutsherrn gratis täglich.

Da gab es jüngst das Zweite, ein Gericht,
Ganz nahrhaft zwar, doch schmeckt es ihnen nicht.
Sie wollten's in des Gutsherrn Stiefel schütten,
Da war's bei dem mit der Geduld am Dritten.
Er rief voll Wut: „Zhr Lumpen seid das Ganze!
Dinaus! Euch bring' ich auf den Schwung mit Wange!“
(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Berberdtätfels in voriger Nummer:
Keine Antwort ist auch eine Antwort.